

Ungleichheitskategorie Ossi Trotz Kanzlerin und Präsident: Ostdeutsche sind in der Elite massiv unterrepräsentiert

Marcel Helbig

25 Jahre sind vergangen, seitdem wir Osis dem Geltungsbereich des bundesdeutschen Grundgesetzes beigetreten sind. Auf dem Leipziger Parteitag der SPD am 24. Februar 1990 hatte uns Günter Grass „vor der Gefahr des bloßen Anschlusses der DDR an die Bundesrepublik“ und der „Kolonialherrenmentalität“ der Wessis gewarnt. Dass derartige Aussagen von SPD-Größen zu ihren Wahldebakeln am 18. März in der DDR und am 2. Dezember 1990 in der neuen Bundesrepublik führten, ist längst Geschichte.

War aber die Warnung vor der Kolonialherrenmentalität der Wessis berechtigt? Kurz nach der Wende hatte man schon das Gefühl. Die hohen und höheren Positionen in vielen gesellschaftlichen Bereichen wurden im Osten stark von den Westdeutschen beherrscht. Das Wort „Buschzulage“ landete auf Platz zwei bei der Wahl zum Unwort des Jahres 1994. Für uns Osis war dies jedoch kein Unwort. Es war die Beschreibung real existierender gesellschaftlicher Ungerechtigkeit. Westdeutsche Beamte aus den alten Bundesländern erhielten neben ihrem ohnehin höheren Westgehalt auch noch weitere Zulagen, damit sie uns beim Aufbau Ost helfen konnten. Diese Ungleichheit war jedoch nicht nur auf den öffentlichen Dienst beschränkt. 1994 befanden sich 6,8 Prozent aller großen ostdeutschen Betriebe (über 400 Beschäftigte) noch in ostdeutscher Hand. Bei dieser Akkumulation von Betriebskapital hat auch die Treuhandgesellschaft, deren hohe Positionen fast ausschließlich von Westdeutschen besetzt waren, eine unrühmliche Rolle gespielt. Ebenfalls 1994 befanden sich im ostdeutschen öffentlich-rechtlichen Rundfunk nur 4 Ostdeutsche unter den 21 Inhabern hoher Positionen – bei den Intendanten kein einziger.

Die Ungleichheit im Transformationsprozess betraf nicht nur den Zugang zu den Positionen der gesellschaftlichen Elite. Jedes Jahr durften wir uns aufs Neue anhören, ob wir nun 28, 29 oder 30 Prozent weniger verdienten als die Wessis. Neben der geringeren Bezahlung waren auch die Arbeitsbedingungen ostdeutscher Arbeitnehmer deutlich schlechter. Die Angst vor der allgegenwärtigen Arbeitslosigkeit ließ

ostdeutsche Arbeitnehmer Arbeitsbedingungen hinnehmen, die im Westen zu einem Aufschrei geführt hätten.

Wie immer man diese Ungleichheiten nun bewerten oder rationalisieren will, jedenfalls haben sie dazu geführt, dass 1998 in einer Studie mehr als die Hälfte aller 25-jährigen Sachsen angaben, die Ostdeutschen würden von den Westdeutschen als Bürger zweiter Klasse behandelt, und nur 20 Prozent angaben, einen gerechten Anteil am gesellschaftlichen Wohlstand zu erhalten. Auch wenn mir einige Ostdeutsche widersprechen mögen, aus meinem ostdeutschen Umfeld kenne ich dieses diffuse Deprivationsempfinden ebenfalls. Geschichte. Vergangen. Wirklich?

Letztes Jahr wurde am WZB die deutsche Elite untersucht. Die Studie löste wenig Aufsehen aus. Aus meiner Sicht liefert die Studie knapp 25 Jahre nach der Wende ein desaströses Ergebnis. Nur 2,8 Prozent aller Entscheidungsträger in Deutschland stammen aus Ostdeutschland. Wenn wir die gleiche Chance hätten, in derartige Positionen aufzusteigen, müsste der Anteil eigentlich 17 bis 19 Prozent sein. Betrachtet man die einzelnen Bereiche, verschärft sich die Lage weiter: Anteil Ostdeutscher bei den Wirtschaftseliten 0 Prozent, bei den Wirtschaftsverbänden 0 Prozent, in der Justiz 0 Prozent, im Militär 0 Prozent, in den Medien 0 Prozent, in den Gewerkschaften 0 Prozent, Sonstige Eliten 0 Prozent, Wissenschaft 2,5 Prozent, Verwaltung 4,3 Prozent. Einzig in der Politik (13,8) und überraschender Weise bei den Kirchen (16,7) sind Ostdeutsche nur unwesentlich unterrepräsentiert. Auch wenn nur ein Drittel der deutschen Elite an dieser Studie teilgenommen hat, ist nicht davon auszugehen, dass gerade die ostdeutschen Entscheidungsträger in geringerem Umfang teilnahmen.

Auch eine Ebene unterhalb der in der Befragung betrachteten Eliten ist das Bild nicht viel besser. Das Beispiel der Soziologieprofessoren in Deutschland zeigt: Hier stammten 2009 nur 3,8 Prozent aller Professoren aus Ostdeutschland. Selbst bei den unter 45-Jährigen, die ihr



Marcel Helbig, Jahrgang 1980, ist Thüringer und wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Projektgruppe der Präsidentin. Als Bildungssoziologe untersucht er Fragen der Ungleichheit, der Schulsysteme und der Schulpolitik.

(Foto: David Ausserhofer)

marcel.helbig@wzb.eu

Studium nach der Wende beendet haben, sind nur 5,8 Prozent aus dem Osten.

Im Bereich der gesellschaftlichen Eliten und der Professorenschaft wird gemeinhin die Gruppe der Frauen als besonders benachteiligt definiert. Im Hinblick auf die Unterrepräsentation von Ostdeutschen haben Frauen heute deutlich bessere Chancen, sich in der Elite Deutschlands oder auf einer Soziologieprofessur wiederzufinden.

Nicht nur die wenigen Zahlen, die uns zur Verfügung stehen, weisen auf die schlechten Chancen von Ostdeutschen hin, hohe gesellschaftliche Positionen zu bekleiden. Wenn soziodemografische Merkmale einer Person eine Hauptrolle in der medialen Berichterstattung spielen, wenn ein Politiker ein Amt antritt, weist dies auf die enorme Benachteiligung dieser Gruppe in einer Gesellschaft hin. Das war bei Obama als dem ersten schwarzen Präsidenten der USA ebenso der Fall wie bei Angela Merkel oder Joachim Gauck. Auch die mediale Berichterstattung über Johanna Wanka als erste ostdeutsche Ministerin in einem westdeutschen Landesparlament (2010) unterstreicht das.

Aber warum sind wir weniger erfolgreich als die Wessis? Ein Exvorstandsmitglied eines deutschen Dax-Konzerns sagte mir vor Kurzem, dass diese Positionen nur zu höchstens 49 Prozent nach Leistung vergeben werden. Der Rest sei Habitus und Netzwerk. Bezogen auf die nicht vorhandenen Netzwerke zitiere ich den Soziologen Raj Kollmorgen: „Zugespitzt formuliert, gründen [Netzwerke der Macht] auf sozialisatorisch bedingter Ähnlichkeit und dem Vertrauen in die Stärke des anderen (potenziellen) Eliteangehörigen. Da Ostdeutsche infolge der Beitrittslogik bis heute marginalisiert werden, verfügen sie als Außenseiter und Einzelkämpfer gerade nicht über jene Verbindungen und Machtpotenziale, um in die Netzwerke aufgenommen, durch sie gefördert und auf Spitzenpositionen gehievt zu werden.“

In Bezug auf den ostdeutschen Habitus ist das schon schwieriger. Allerdings habe ich die für mich treffendste Beschreibung des Ost- und

West-Habitus in dem nicht wissenschaftlichen Buch „Typisch Ossi, typisch Wessi“ von Michael Jürgs und Angela Elis (2005) wiedergefunden. Aus deren Sicht unterscheiden sich Ossis und Wessis vor allem im Hinblick auf ihren Kommunikationsstil. Während der Wessi schnell über Smalltalk ins Gespräch kommt und den Ossi damit überfordert, wechselt der Ossi viel schneller als der Wessi in persönlich relevante Themen, was den Wessi wiederum überfordert. Moment mal, Netzwerke und Kommunikationsstil? Das sind doch auch jene Aspekte, die bei der Benachteiligung von Frauen immer wieder angesprochen werden. Sie profitieren nicht von Netzwerken, weil sich so wenige Frauen in den höchsten Positionen befinden, und sie können bei einigen Männerthemen, wie Fußball, nicht mitreden. Im Hinblick auf die Chancen von Frauen und Ossis stellt sich also die Frage, ob Ossis noch weniger auf funktionale Elitennetzwerke zurückgreifen können als Frauen und ob es schlimmer ist, nicht smalltalken zu können oder keine Ahnung von Fußball zu haben?

Anders gefragt, wird es also Zeit für den Standardsatz in Bewerbungen: „Ostdeutsche werden bei gleicher Eignung, Befähigung und fachlicher Leistung bevorzugt eingestellt.“? Ich denke, ja.

Literatur

Bunselmeyer, Elisabeth/Holland-Cunz, Marc/Dribbisch Katrin: Projektbericht „Entscheidungsträger in Deutschland: Werte und Einstellungen“. WZB-Discussion Paper P 2013-001. Berlin: WZB 2013.

Hornbostel, Stefan: „Von Überlebenden, Kolonisten und Newcomern: neue und alte Eliten in Ostdeutschland 2000“. In: Kursbuch, 2000, 139, S. 123-136. Online: <http://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/2562> (Stand 6. Oktober 2014).

Jürgs, Michael/Elis, Angela: *Typisch Ossi, typisch Wessi: Eine längst fällige Abrechnung unter Brüdern und Schwestern*. Gütersloh: C. Bertelsmann 2005.

Kollmorgen, Raj: „Warum eine neue Ost-Elite kaum Chancen hat“. In: *Sächsische Zeitung*, 15.10.2010.

„Ossi“ steht handschriftlich auf einem Bewerbungsschreiben, und ein Minus-Zeichen. Eine baden-württembergische Firma hatte eine Bewerberin, die in der DDR aufgewachsen ist, abgelehnt und deren Unterlagen kommentiert. Die Bewerberin klagte gegen die Benachteiligung aufgrund ihrer ethnischen Herkunft – erfolglos.
[Foto: Bernd Weißbrod dpa/lsw]